

# „Geld verbessert Fußball“

„Sehr gern“, sagt Klaus Theweleit auf die Frage, ob er Zeit für ein Gespräch über Fußball hätte. Übers Kicken redet er gern, weil er das Spiel lesen kann.

BERNHARD FLIEHER

## INTERVIEW

**SN:** Herr Theweleit, Sie zählen seit den siebziger Jahren zu den führenden Intellektuellen in Deutschland. Wie hat es denn passieren können – jenseits autobiografischer Zugänge –, dass wir uns jetzt über Fußball unterhalten?

**Theweleit:** Das folgt Verschiebungen im kulturellen Bereich. Es gibt keinen Unterschied mehr zwischen U und E, niemand mehr wird heute ernsthaft zwischen „niedriger“ und „hoher“ Kultur unterscheiden. Das hat sich eingebet. Fußball dient längst als idealer Gesprächsstoff, ja er hat auch in Künstlerkreisen etwa die Bereiche Film oder Popmusik eingeholt, wenn es darum geht, ein Gespräch zu beginnen.

**SN:** Warum?

**Theweleit:** Es ist sicher eine Art Amerikanisierung. Wenn man beobachtet, welche Funktion dort der Sport hat, etwa an den Universitäten, dann stellt man schnell fest: Dort haben die intellektuellsten Leute ihren Baseballclub, ihre Basketballmannschaft oder gehen zum Eishockey – und zwar mit Dauerkarte zu jedem Spiel. Und wenn auswärts gespielt wird, dann können die nicht ruhig sitzen, bevor sie nicht das Ergebnis erfahren haben. Das gehört zu dieser demokratisch liberaleren Kultur, dass jeder sein Team hat.

Im deutschsprachigen Raum aber war so etwas lange verpönt. Da wurde lange der Unterschied gemacht zwischen Geist und Körper, da waren einerseits die Malocher und Proleten, und andererseits war es der Stolz der Intellektuellen, dass sie davon keine Ahnung hatten. Das ist eingebrochen mit jüngeren Intellektuellen, die insgesamt die Popkultur aufgenommen haben in die geistige Auseinandersetzung.

„Vaterland. Muttererde.  
Patriot. Ein unnötige  
Debatte.“

**SN:** Also hat Fußball auch emanzipatorische Wirkung gehabt?

**Theweleit:** Zuschauer ist längst nicht mehr nur der Bier saufende Mann. Der ist natürlich immer noch da. Aber auch Frauen erleben Fußball nicht mehr als Anhängselkultur. Ich denke, das ist eine Nachholgeschichte einer demokratisierten Gesellschaft, in der die Bedeutung der Popkultur immer größer wird im Gegensatz zur alten Hochkultur. Das ist unvermeidlich.

**SN:** Schier unvermeidlich hingegen scheint, dass bei Europa- oder Weltmeisterschaften die Zuneigung zum Team schnell nationalistische Züge bekommt, und gern wird dann vom gesunden Patriotismus geredet.

**Theweleit:** Vaterland. Muttererde. Patriot. Das ist eine unnötige Debatte, das ist doch ein Schwachsinn, der in Zeiten der Globalisierung ausgestorben ist.

Von Nationalismus meinete ich, davon kann man noch reden, weil es ja „Nationen“ gibt. Ich bin Fußballfan und auch ein Fan des deutschen Teams. Dadurch werde ich nicht automatisch zum Deutschland-Fan.

**SN:** Wie hat Ihnen der Fußball eine Heimat geschaffen?

**Theweleit:** Neben dem Bolzen und Tretten auf Wiesen und gegen das Garagentor war da die Vorstellung von etwas, das Deutschland ist, die mit dem Fußball aus dem Radio kam. Nach den Nachrichten wurden die Ergebnisse der Oberligen verlesen, und man konnte aus all diesen Ligen die Vereinsnamen, also Orte irgendwo in Deutschland, aus denen sich eine Karte formte. Tabellen, Fantasien und Vorstellungen, wo das alles lag – das setzte ich zusammen, so wurde Deutschland ein Konglomerat aus Fußballmannschaften. Und wenn mir langweilig war, hab ich meine eigenen Meisterschaften ausgwürfelt. In dieser Weise wurde Fußball etwas, das zum ersten Mal die Welt bewusstmachte – und auch die Realität.

**SN:** Ihr Buch „Tor zur Welt“ hat den Untertitel „Fußball als Realitätsmodell“. Funktionierte dem Fußball als Spiegelbild gesellschaftlicher Strömungen?

**Theweleit:** Auf Ebene des Geldes muss man den Fußball der Spitzenklasse vergleichen mit den Managergehältern. Aber die machen sich ihre Gehälter zum größten Teil ja selbst. So weit sind die Spieler ja noch nicht. Und wenn dann für einen 25 oder 30 Millionen gezahlt werden, gibt es dazu zwei Reden. Die eine sagt: Geld schießt keine Tore. Die andere sagt: Geld schießt doch Tore. Und es gibt genug Beispiele dafür, dass Geld Tore schießt, wenn der entsprechende Trainer da ist und das Geschäft lange genug mit fußballerischem Geschick betrieben wird. Wer nur zusammenkauft, dem hilft Geld nichts.

**Theweleit:** Auf Ebene des Geldes muss man den Fußball der Spitzenklasse vergleichen mit den Managergehältern. Aber die machen sich ihre Gehälter zum größten Teil ja selbst. So weit sind die Spieler ja noch nicht. Und wenn dann für einen 25 oder 30 Millionen gezahlt werden, gibt es dazu zwei Reden. Die eine sagt: Geld schießt keine Tore. Die andere sagt: Geld schießt doch Tore. Und es gibt genug Beispiele dafür, dass Geld Tore schießt, wenn der entsprechende Trainer da ist und das Geschäft lange genug mit fußballerischem Geschick betrieben wird. Wer nur zusammenkauft, dem hilft Geld nichts.

„Direkte Gewalt geht zurück. Geld verbesserte von daher das Spiel.“

**SN:** Das Spiel wird also durch Geld besser?

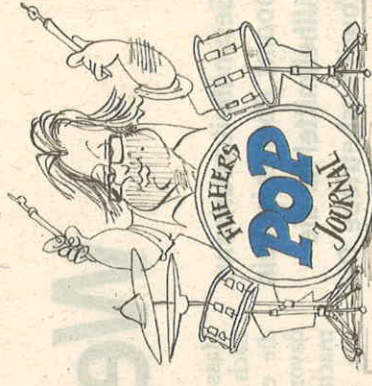
**Theweleit:** Ja, aber es gibt eben auch Risikofaktoren. Und das ist der Unterschied zu den Managern. Die haben mit großen Abfindungen ab und haben nicht einmal ein gutes Spiel gezeigt. Die Fußballer zeigen wenigstens ein gutes Spiel.

Gleichzeitig erkenne ich auch einen Beitrag zur Zivilisierung: Es wird nicht mehr so brutal hineingestiegen, und man pfeift die harten Sensemänner zurück, damit man die teuren Stars schützt. Direkte Gewalt auf dem Platz also geht zurück. Das Geld hat von daher das Spiel verbessert. Wenn man sieht, wie Arsenal oder Barcelona den One-Touch-Football zelebrieren, dann erleben wir große Kunst.

**SN:** Führt denn die Internationalisierung des Fußballs auch zu einer Integration, die über das Spielfeld hinaus Wirkung hat?

**Theweleit:** Nun, der Fußball kauft ja nichts Exotisches ein, sondern verpflichtet Spieler, die wahnsinnig gut sind. Da gibt es halt ein paar Afrikaner, die eben besser sind als alles, was auf dem europäischen oder asiatischen Markt zu haben ist. Die sind als Superstars gekauft.

Bei den Fans gibt es eine merkwürdige Spaltung. Es kann passieren, dass sechs, sieben schwarze Spieler auf dem Platz stehen und das Publikum sich mit ihnen identifiziert. Gleichzeitig werden die Spieler von denselben Fans auf der Straße rassistisch beleidigt. Dass es auf dem Fußballplatz funktioniert, heißt nicht, dass es automatisch auch auf der Straße funktioniert. Ich denke aber, da ist etwas in Gärung, ein Prozess, der in Bewegung und nicht klar zu beschreiben ist.



## Ein Tor, das eine Fahne trägt

BERNHARD FLIEHER

**M**ach mir nicht immer alles nach“, ist derzeit Lollingers Lieblingspruch. Das Kind will seine Eigenständigkeit erobern und diese dann freilich auch behaupten, sagen die Entwicklungspsychologen. Durchsetzen mit allen Tricks von grandios gespielter Wehleidigkeit bis grandios brutalem Brüllanfall, sagen die bösen Eltern. Das Nachmachen klärt einen werdenden Menschen ja darüber auf, wohin die Reise geht. Weil er (noch) nicht versteht (oder so tut), probiert er und wird irgendwann ganz bestimmt ein Selbst (und ein selbst bestimmtes hoffentlich auch). Wichtig! Aber ganz ehrlich? Es nervt auch.

**W**ie das Prinzip Nachmachen ja überhaupt nervt. Vor allem dann, wenn sich die Nachmacher auch noch jede peinliche Mühe geben, jene zu übertreffen, die es erfunden haben. Vor zwei Jahren war Deutschland, wo deshalb gleich von einem Sommermärchen die Rede war, ein Fahnenmeer. Allerdings versank das Land erst dann in schwarz-rot-goldene Seligkeit, als – nach dem zweiten Spiel der Vorrunde – klar war, dass die zunächst unterirdisch eingestufte Nationalmannschaft nicht nur mitwollen viele auf so etwas gar nicht warten. Also machen sich schon vor dem Beginn viele zu Fahnenträgern mit ihren Autos, auf denen sie ihre Farben spazieren fahren. Bitte nicht! Oder zumindest erst dann, wenn es einen Grund dafür gibt. Und den kann ja wohl nicht allein die Existenz eines Landes bieten, sondern – es geht ja um ein sportliches Großereignis – die Leistungen der Mannschaften eines Landes. Aber darauf traut sich halt keiner zu wetten. Also wird nachgemacht, bevor etwas passiert.

**W**ollen wir mal abwarten, was passiert. Schauen wir hoffend auf spannende Matches, auf geniale Pässe von unübertretbarer Genauigkeit, auf playstationschnelle Dribblings und die Schaffung freier Räume zur Entfaltung der ganzen Schönheit des Spiels – und womöglich hoffen wir einfach einmal auch auf das Unwahrscheinliche. Dass aus dem Nachmachen nämlich ein selbst bestimmtes Dasein wird – zumindest drei Wochen lang.

**A**ber ganz ehrlich? So wie die Propaganda nervt, die mir einredet, dass das alles ganz toll und ganz super und ganz aufregend werden wird, habe ich jetzt so kurz vor dem Anstoß das bittere Gefühl, dass die seit Monaten erfundene Wirklichkeit von der Realität niemals eingeholt werden kann. Und übertroffen schon gar nicht.



Kicken und denken: Kulturtheoretiker Klaus Theweleit in Salzburg. Bild: SVKOLARIK

Aber das Martialische – in der Begegnung auf dem Feld wie in der Betrachtung des Fußballs aus nationaler Sicht – wird durchaus abgebaut. Denn die Vereinsmannschaften sind international geworden.

**SN:** Wie sieht es mit dem Sommermärchen aus, das nun auch in der Schweiz und Österreich erwartet wird und das sich bei der WM vor zwei Jahren nicht nur auf die sportlichen Leistungen bezog, sondern auch auf das Fest rundherum?

**Theweleit:** Alles, was da an Gastfreundschaft propagiert wird, lässt sich vor dem Hintergrund betrachten, dass man genau weiß, dass die Leute ja nach ein paar Wochen wieder weg sind. Alle Ausländer sind beliebt, wenn sie als Touristen Profit bringen.

**SN:** Sie betonten einmal, keine „Heimatgefühle“ zu kennen. Wenn Sie über Fußball reden, klingt das aber stark nach einer „Heimat“.

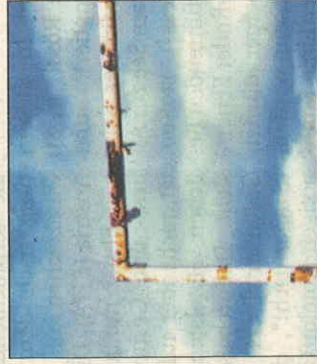
**Theweleit:** Das kann man so sagen. Heimat nicht zu haben, ist ja schwer. Sie wird einem ja durch die Biografie aufgezwungen.

Heimat, so fühle ich es jedenfalls, kann überall da sein, wo man Leute trifft, die dieselben oder ähnliche Dinge denken, wie man selbst. Im Fußball geht das.

## ZUR PERSON

### Männerfantasien und Fußballträume

Welt – Fußball als Realitätsmodell“ (erschienen 2004 bei KiWi) gelang ihm eine großartige Entwürfe einer Welt, die sich auf den Ball bezieht – und umgekehrt. Vergangene Woche war er zum Mal in Salzburg. Er war Gast einer Diskussion zum Thema „1968“ im Rahmen des Literaturfestes. An der Universität Salzburg hielt er einen tiefinnigen Vortrag über die Biografien von Andy Warhol und Bob Dylan.



Klaus Theweleit gehört seit seinem Buch „Männerfantasien“ (1977/78) zu den prominentesten Denkern Deutschlands und zu den aufmerksamsten Beobachtern und Kommentatoren gesellschaftlicher Strömungen.

Theweleit wurde 1942 in Ostpreußen geboren. Er studierte Germanistik und Anglistik in Kiel und Freiburg. Von 1969 bis 1972 arbeitete er beim Radio.

Er lebt in Freiburg, ist als freier Autor tätig und hat Lehraufträge in Deutschland, den USA, der Schweiz und Österreich. Er lehrt am Institut für Soziologie der Universität Freiburg im Breisgau und er ist Professor für Kunst und Theorie an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe.

Seit seiner Kindheit ist Klaus Theweleit Fußballfan. In seinem Buch „Tor zur